

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 6

Artikel: Ein Weihnachtsabend
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EIN WEIHNACHTSABEND

Im Lichte der Rückschau hebt sich alles ins Helle, was einmal dunkel und schwer gewesen ist. Selbst aus Sterben und Tod strahlt mildes Leuchten herüber, vergleichbar dem weichen Glanz auf Vasen und Krügen. So weht auch jene Weihnachten auf dem Lande, die dem Knaben vor vielen Jahren bang auf der Seele lag, den alternden Mann wie ein sanfter Hauch aus vergangenen Zeiten an.

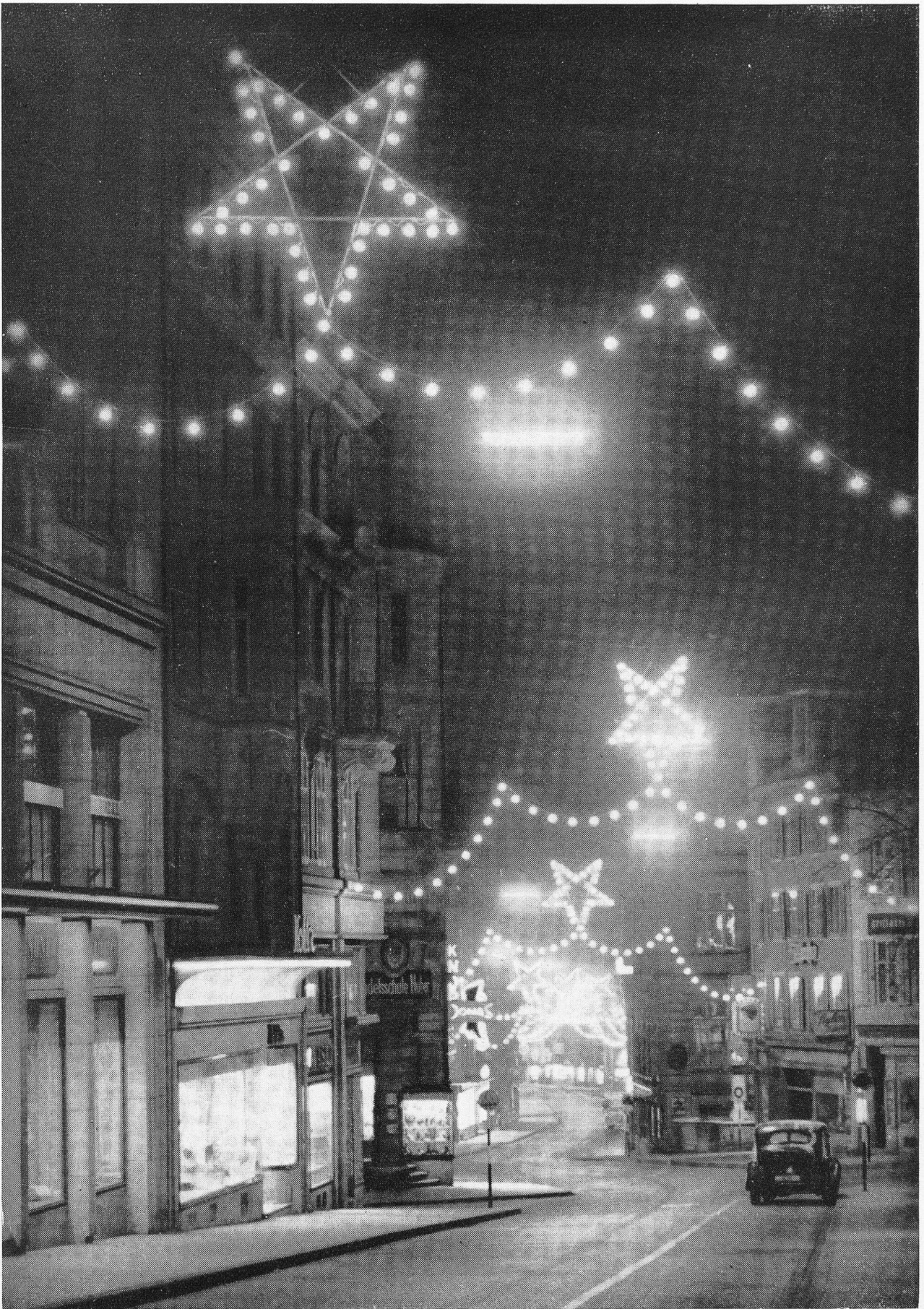
Klara, die Wagnerstochter, war ein aufgewecktes Kind. Aus ihrem schmalen, von seidigem Blondhaar umrahmten Antlitz schauten ihre Augen mit der Scheue eines Rehes in die Welt. Sie wandelte an der Spitze der Klasse, löste mühelos die schwierigsten Rechnungen und Fragen und zog den Schlussstrich unter die Stundenaufsätze, noch bevor wir andern uns richtig in das gestellte Thema verbissen hatten. Wie sehr wir uns auch anstrebten, mit ihr Schritt zu halten, wie blieben doch immer um eine beträchtliche Strecke im Hintertreffen. Wegen ihrer geistigen Beweglichkeit wurde Klara vom Lehrer zu allen möglichen Botengängen aufgerufen, doch war sie zu klug und zu bescheiden, sich darauf etwas einzubilden. Sie schien die offensichtliche Bevorzugung viel eher zu verwünschen; denn jedesmal, wenn sie einen Auftrag auszuführen hatte, huschte eine leise Röte der Verlegenheit über ihr Gesicht. Uns aber stach der Neid in die Nase. Und als Klara immer entschiedener als Musterbeispiel einer tüchtigen Schülerin hingestellt wurde, ballten wir insgeheim die Fäuste im Hosensack, freilich nicht gegen sie und ihre Unschuld, sondern gegen den Lehrer, gegen das Schicksal, gegen unser eigenes Unvermögen.

Klaras kränkelnde, zerbrechliche Zartheit brachte es mit sich, dass sie sich in den Schulpausen vom Spiel ihrer Kameradinnen zurückzog und still beiseite hielt. Auch auf dem Nachhauseweg ging sie lieber allein als mit den andern. Sie war in sich gekehrt, allem lauten Treiben abhold

und in eine seltsame Weite entrückt. Wenn sie lächelte, was selten genug geschah, dann war es ein Lächeln, das schon beim Entstehen ins Stocken geriet und schmerzlich ausklang, ein Lächeln, durch das die Ahnung früher Vollendung zitterte. Wir andern, wir Grobhölzigen und Gesunden, wussten nichts von den Dingen, die ihr Leben untergruben. Für uns war Klara die Brave und Heilige, das Mädchen Rüchmichnichtan, das kein Windlein ertrug. Wir hatten kein Verständnis für ihr Wesen. Sie stand unerreichbar hoch über uns. Eine Weile bewunderten wir sie noch; aber was Achtung und vielleicht sogar Liebe gewesen, schlug bald in Abneigung und Bosheit um. Wir begannen sie zu necken, zu verspotten und des Strebertums zu bezichtigen, und als auch dies nicht verfiel, sondern immer nur ihrem entwaffnenden Lächeln begegnete, schwellte die Verschwörung durch die Bänke. Bis zuletzt nahm ich mich von den Quälereien aus. Wenn Klara gehänselt wurde, drängte es mich, an ihre Seite zu treten und ihr ein gutes Wort ins Ohr zu flüstern. Ich wäre bereit gewesen, sie zu beschützen, sie zu verteidigen und eine Tat für sie zu vollbringen. Aber so oft ich zu ihr hingehen wollte, wurde ich durch eine unerklärliche Macht, vielleicht durch ein Schamgefühl, vielleicht durch die Verbundenheit mit meinen Kameraden, gehemmt und gehindert. Sie schonen und im stillen ihre Verfolger verfluchen war alles, was ich vermochte.

Doch eines Tages im Winter, als ich um Klara willen bereits zum Gespött der Knaben geworden war, liess ich mich zu einer Unbesonnenheit verleiten. Da über Nacht der erste Schnee gefallen war, holten wir in der Pause die Mädchen aus den Klassenzimmern und trieben sie nach dörflichem Brauch trotz Schreiens und Sträubens auf den Schulhausplatz. Dort rieben wir ihre schönen und weniger schönen Gesichter so gründlich und ausdauernd, wie es die Väter mit den Müttern getan, mit dem herrlich stäubenden Pulverschnee, bis die Dazwischenkunft des Lehrers unserem Werk ein Ende setzte. War es nur Zufall oder die heimliche Absicht, Klara nicht den Pranken eines Grobians zu überlassen, ich bemächtigte mich der Wagners-tochter und besorgte an ihr auf gelinde Art, was unserem Heldentum oblag. Kaum war die Schlacht abgepfiffen, kam die Reue über mich, die Schwache in den Strudel gerissen und mich an ihr vergangen zu haben.

Hätten wir Knaben gewusst, was Klara daheim erdulden musste, es wäre ihr kein Härchen ge-



Weihnachtliche Strasse
Photo R. Gautschi

krümmt worden. Die Wagnersleute hausten auf der weltabgelegenen Egg in einer alten, windschiefen Hütte mit schittertem Schindeldach. Der Alte, einstmals ein fleissiger, geschickter Handwerker, verlotterte im Laufe der Zeit zum Faulenzer und Trinker. Der Schnapsteufel, dem er früher in der Einsamkeit nur sonntags mit einem Gläschen zugesprochen hatte, versuchte ihn öfter und öfter und hieb ihm schliesslich die Krallen ins Fleisch. Es kam kein Schwung mehr in die Arbeit, und die Aufträge, die dem Wagner in den guten Jahren in Hülle und Fülle zugefallen waren, versiegten mehr und mehr. Es war schon viel, wenn er jetzt noch ein paar Radspeichen zu flicken oder eine Wagendeichsel auszubessern hatte. Je kleiner die Einnahmen wurden, um so grösser wurde die Zahl der Kinder. Im Gram auf diesen Widerspruch, den auszuebnen ihm der Wille fehlte, vergriff er sich an seiner Familie und schlug blindlings zu, wo er eines lebenden Wesens habhaft wurde. Sein Zorn richtete sich namentlich auf Klara, die jüngste, die ihm hilflos ausgeliefert war. Wenn er seine schlechte Laune hatte, schleppte er sie in die Werkstatt, prügelte sie erbarmungslos und brannte nur noch heftiger auf, wenn die flehende Mutter dazwischentreten wollte.

Wir hatten keine Ahnung von dieser trostlosen Not. Denn Klara, die Sanfte, Stille, verbarg ihr Unglück in tiefem Schweigen. Sie suchte es auszulöschen und wegzulächeln mit ihrem hauchdünnen, wehen Lächeln. Aber sie litt darunter, vielleicht unbewusst wie ein Tier des Waldes, und doch wie ein Mensch mit seinem unterdrückten Hunger nach ein wenig Güte und Wärme. Hätte ich früher gewusst, wie es um sie stand, ich würde sie nie und nimmer mit Neuschnee eingerieben haben.

Kurz nach jenem Wintertag blieb Klara der Schule fern. Der leere Platz in der Mittelreihe der Bänke stiess mich in quälerische Unruhe. Ich begann das blasse, schmale Gesicht, dem ich früher nie viel nachgefragt hatte, auf einmal zu vermessen. Durch den Lehrer erfuhren wir, dass Klara an einer Lungenentzündung mit hohem Fieber darniederlag. Die Schüler schauten einander bei dieser Nachricht betreten an. Mir aber wälzte sich die Botschaft wie ein Zentnergewicht auf die Seele. Denn ich wusste sofort: das ist ihr Tod. Ich wagte nicht aufzublicken und kaum den Atem einzuziehen; es war mir, als ginge ein Riss durch mich hindurch, als sei inwendig etwas zusammenge-stürzt. Am liebsten hätte ich in die Schulstube

hinausgeschrien: «Ich bin an allem schuld!» Aber ich schwieg und starrte nur stumpf vor mich hin.

Es war in der Woche vor Weihnachten, und wir sollten in der Schule ein frommes Spiel auf-führen. Klara war die Rolle des Engels übertragen worden. Sie hatte sich auf ihr Auftreten gefreut. Und als sie in einer der ersten Proben in ein weisses, fliessendes Gewand gehüllt, als ihr die Flügel an die Schultern geheftet und ein goldener Reifen um die Stirn gelegt wurden, da ging noch einmal jenes seltsame Lächeln über ihr Angesicht. Aber da erkrankte sie, erkrankte vielleicht durch meinen Uebermut, und am Weihnachtstag wurde sie in die Schar der wirklichen Engel aufgenommen.

Mit aufgewühlter Seele irrte ich am Nachmittag durch den Wald. Ich achtete weder auf Weg noch Graben noch hatte ich ein Auge für die glitzernde Pracht der Winterwelt. Manchmal knackte ein dürrer Ast unter meinen Füssen, manchmal schleierte wie ein feiner, stiller Wasserfall eine Handvoll Schnee von den Tannen. Zuweilen folgte ich einer frischgeprägten Tierspur, bis sie sich im dichten, zwickenden Niederholz verlor. Ich ging und lief scheinbar planlos und lenkte die Schritte doch nach einer ganz bestimmten Richtung. Aber aus Furcht, zu früh ans Ziel zu gelangen, querte ich nach links und nach rechts und beschrieb die wunderlichsten Umschweife ins Waldrevier.

Endlich stand ich dort, wo die Gewissenspein mich hinbefahl. Durch ein Forstfenster schaute ich die Hütte des Wagners, die unter der Last des Schnees zusammenzubrechen drohte. Sie war tief in die Einsamkeit und gleichsam an den Rand der Menschenwelt gestellt. Ich gewahrte keinen Laut, keine Regung von Leben. Der Tod war hier zu Hause und bettete alles in Schweigen. In der schlummernden Dämmerung schlich ich von Baum zu Baum des kleinen Wingerts, spähte und horchte und vernahm doch nichts, als meinen hämmern-den Pulsschlag. Ach, war es nicht Torheit, was ich unternahm? Wussten die Wagnersleute überhaupt etwas von jener Mädchenjagd im Schnee? War es nicht besser, in den Wald zurückzuziehen und die Dinge auf sich beruhen zu lassen?

Während ich diesen Gedanken noch unentschieden erwog, erschimmerte das Licht einer Kerze in der Küche und warf den schwächlichen Schatten eines Fensterkreuzes auf den Vorplatz. Zum Aus-reissen wäre es wohl immer noch Zeit gewesen, aber die drückende Schuld stiess mich auf dem begonnenen Wege vorwärts. So pochte ich denn

an die Haustür, die nach geraumer Weile von der Wagnersfrau geöffnet wurde.

«Ich möchte mich Euch reden», stammelte ich, am Ende meiner Kraft.

«Tritt nur ein», sagte sie und fasste mich an der Hand. Ihre mütterliche Stimme hatte etwas Aufrechtendes, das mir in der Bangnis einigen Halt verlieh.

In der niederen Stube, deren Deckenbalken rissig heruntergebogen waren, raffte ich, da es kein Ausweichen mehr gab, mein Restchen Mut zusammen, gestand, was zu gestehen war, und bat um Vergebung dafür, dass wir an Klara nicht immer so gehandelt hatten, wie es gut und recht gewesen wäre. Ich blickte der Wagnerin offen ins Antlitz und spürte, wie mir mit jedem Worte freier wurde. Als die Fesseln Stück um Stück von der beklommenen Knabenseele gefallen waren, atmete ich erleichtert auf. Die Mutter der toten Kameradin nickte mir, nachdem sie anfänglich wie einer fremden Geschichte gelauscht hatte, verzeihend zu und wischte eine Träne von den Wimpern. Dann ging sie mit der flackernden Kerze schweigend voraus zur Kammer der Toten.

Klara lag, vom schwachen gelben Schein überschienen, in einem grossen, endgültigen, durch nichts mehr zu störenden Frieden. Ihr wächsernes, einer grenzenlosen Ferne zugewandtes Gesichtchen war noch ein wenig schmaler und spitzer geworden. Aber durch die Starre des Todes brach wie der Frühlingsstrahl durch das Wintereis eine Verklärung, die mit feinen, zarten Fingern alle Kälte, alles Leid und allen Kummer aufhob. Und in den Winkeln des blutleeren, seltsam zurückgetretenen Mundes stand eine Spur jenes Lächelns, das im Leben immer zu früh von den Lippen entschwunden und erstorben war. Die Gegenstände der Kammer, das rohgezimmerte Tischchen und der Stuhl, der kleine Spiegel und der ungerahmte Farbendruck an der Wand, sie nahmen an dieser Verklärung und an diesem Lächeln wie an einer Welt der Vollendung teil. Alles Böse und Trübe schien aus dem Hause gewichen zu sein.

«Nein, du bist nicht schuld an ihrem Sterben», sagte die Wagnerin halblaut, indem sie wieder und noch fester meine Hand ergriff. «Klärchen ist schon vorher krank, todkrank gewesen. Ich weiss, es ist ihr gut gegangen.»

Ich trat ins Freie und setzte die Mütze auf, die ich vor der Türde der Toten vom Kopf genommen hatte. Auf dem Heimweg durch den dunklen, hochstämmigen Wald, der in den Lichtungen vom

Glanz der Sterne hell erleuchtet war, wurde ich des Wunders inne, dass der Erlöser zu den Menschen gekommen war. Von schwerer Sorge befreit, lief ich weite Strecken im Trab. Manchmal knirschte der gefrorene Schnee unter den Füßen, als ob aus der Ferne eine Stimme nach mir rief.

Unter dem Weihnachtsbaum in der warmen Bauernstube sah ich die schimmernden Augen meiner Geschwister. Aber von ihnen weg wanderten meine Gedanken wieder und wieder zurück zur toten Kameradin in der stillen, engen Kammer.

Eine Erzählung

L I C H T Ü B E R A L L

Es war eine arme Gegend in den Bergen, durch die der Hausierer Bertels wanderte. Mit seinem grossen Korb auf dem Rücken ging er hügel auf, hügel ab, ging in die kleinen Dörfer und zu den einzelstehenden Hütten und fragte, ob man ihm wohl etwas abkaufen wolle. Kleine Spielsachen und mancherlei Nützliches hatte er in seinem Korbe. Zur Weihnachtszeit lagen die Kerzen oben auf, denn in dieser Gegend bestand die Sitte, dass alle, die nur den Weg zur kleinen Kirche durch den tiefen Schnee zu gehen vermochten, eine Kerze mitnahmen, sie bei ruhigem und trockenem Wetter schon auf dem Wege, zumindest dann aber in der Kirche vor ihrem Platz anzündeten, um in ihrem Scheine die Geschichte von des Heilands Geburt zu hören.

«Kerzen, Kerzen!» rief in solchen Tagen der Hausierer Bertels schon von weitem den Menschen zu.

Es war klarer Frost, als er den Berg hinanstieg. Zwei Kinder sahen ihn wartend und voll Sehnsucht an. Sie lebten bei der Grossmutter, und wenn sie auch längst geheimnisvoll kleines Spielzeug bei ihm gekauft hatte, so mochte sie doch sonst wohl nicht gerade viel Geld dazu haben, noch Kerzen zu kaufen. Sie hatte gemeint, weder sie noch die Kinder könnten ja zur Kirche gehen,